



In der weiten Welt steht eine Herberge

In der weiten Welt steht eine Herberge

Wenn ich, in einen wehenden Mantel geworfen, meinen fremden Beinen folge, die ins Tal treiben, dem Blick nach vorn nachgebe, die Augen mich rufen, ich atemlos die Kälte des Weges schmecke, den leeren Fuchsbau begrüße, auf den Feldern schlafende Bauern wecke, sie mich umarmen wollen, ich aber zu schnell für sie bin, beinahe nicht im Schnee versinken kann, weil ich schwebe, schreiend den Buben das Werfen mit Schneebällen verbiete, mit einer flinken Bewegung die Morgenmilch der Kühe trinke, den Mantel im Wind verliere, seine Schwingen sich über die Berge erheben, die Raben auf den Gipfeln Schneeflocken jagen, tief darunter die Schürfer ins Dunkel steigen, mich nicht sehen und hören, eine Nebelwolke meine Spuren bettet, ich meine wunden Arme nicht mehr fühle, weil sie sich ausstrecken zum Dorf, der Brunnen gefroren ist, die Lichter in unerreichbare Ferne rücken, Rotwild zur Seite ins kahle Dickicht springt, schwarze Eichen mich einschließen wollen, ich in die Höhe steige, wie auf Adlern reitend, meine Beine fort sind, ich zufrieden lache, am Ziel meine Augen in die Höhlen lege, Arm und Bein einhole, Tee und Gebäck in meinen Rachen stürzen – bin ich eingetroffen – und werde von der Tür zurück in die Nacht gestoßen:

Dann muss ich meine lahmen Beine durch die Schneewehen tragen; dann schieben sich Bäume noch dazwischen; dann nagt das Wild an gefrorenen Zehen; dann drücken Nebelkrähen meinen Kopf in die verschwundene Erde; dann stehen die Berge eng zusammen – und ich werde niemals angekommen sein.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).